

LISA MARCKS  
Das Geheimnis der Schneekirsche



GOLDMANN

Lesen erleben



Lisa Marcks

---

Das Geheimnis  
der  
Schneekirsche

Roman

GOLDMANN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2017

Copyright © 2017 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © Getty Images / Danise Tang

Redaktion: Karin Ballauff

BH · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48480-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Gregor,  
meinen kleinen Leoparden  
& meine große Maus



*Inspiziert von meinen Urgroßeltern  
Lisbeth & Hermann,  
Louise-Esthère & Paul,  
die Anfang des 20. Jahrhunderts nach Tsingtau gingen,  
und von meinen Großeltern Grete & Ernst,  
die sich 1909 als Kinder dort  
kennen- und später lieben lernten*





## *Der Ruf der Lotosblume*

---

---

*Nelumbo nucifera*

Sanfter, blumiger Duft

Bei Stimmungsumschwüngen,  
überraschenden Nachrichten

Wirkung:

angstlösend, beruhigend, aufhellend

---

---

»Noch bevor das kommende Jahr rund ist, wird dein Herz brennen!«

Eine Flamme flackerte zwischen Fräulein Christines Fingern auf und verlieh ihrem Gesicht einen goldenen Schein. Irritiert starrte ich mit ihr in das Licht, das sich das Zündholz entlangfraß. Sie runzelte mit so düsterem Ausdruck die Stirn, als könnte sie tatsächlich in die Zukunft blicken, nun aber nichts Gutes mehr darin entdecken.

Mit ihren rostfarbenen Wangen, den Flecken auf dem Nasenrücken, die das Brillengestell hinterließ, und ihrem hervorquellenden Hals wirkte sie auf mich nicht wie eine echte Wahrsagerin. Doch was wusste ich schon darüber? Vergleichsmöglichkeiten hatte ich keine, Tante Mirelle war die Einzige in unserer Familie, die sich für Spiritismus interessierte.

Der Blick der Seherin jedoch war der einer Kennerin gewesen. Kaum hatte ich wenige Minuten zuvor ihre eilige Küche betreten, war er unauffällig an mir hoch- und wieder heruntergeklettert. Weiblich, schien sie zu denken, und recht jung, alt genug jedoch, um schon verzweifelt zu

sein; dunkles, wild gelocktes Haar, das ich nur mit Mühe unter den Hut gestopft hatte, dazu ein schmaler grauer Rock und ein Wollmantel, der bessere Tage gesehen hatte. Auf Wohlstand ließ mein Äußeres nicht schließen, auf Armut aber auch nicht. Meine Finger, die in meinen besten und einzigen Handschuhen steckten, umklammerten zudem etwas, das mich eindeutig als berufstätig auswies: eine lederne Schultasche. Der Rest war einfach. Lehrerin, schien sie zu folgern. Ergo unverheiratet. Ergo auf der Suche nach einem Mann.

»Lichterloh wird dein Herz brennen, wie dieses Zündholz hier«, schloss sie.

»Tatsächlich?«, murmelte ich und gab mir nicht einmal Mühe, interessiert zu klingen.

Sie kniff die Augen zusammen, schüttelte den Kopf und schnippte das Zündholz ins Feuer. Das Huhn, das eine Weile leblos in ihrer linken Hand gehangen hatte, begann grell zu gackern. Ich zuckte zusammen. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Ha, schien sie zu denken. Du willst mir weismachen, du brauchst keinen Mann? Du musst mir nichts vorgaukeln, Kind. Eine Frau bleibt eine Frau. Und jede will einen Mann!

Ich spürte ein wütendes Prickeln in mir aufsteigen. Doch bevor ich den Mund öffnen konnte, fiel mein Blick auf das Fenster, gegen das Schneeregen klatschte. Von den Scheiben rannen gräulich verfärbte Tropfen herab. Wenn es im Klassenzimmer behaglich warm sein sollte, bevor meine Schülerinnen eintrafen, musste ich los, und zwar rasch.

»Könnte weiße Weihnachten geben«, gab Fräulein Christine von sich. Ihre Stimme klang wie ein rostiges Knirschen. »Wenn das Wetter endlich macht, was es soll.«

»Ich würde dann gern ...«

»Verrücktes Jahr, 1913, was? Neuschnee im Mai, Herbst im Sommer, Aprilwetter im November. Immerhin jetzt scheint's kalt zu werden, wie's kalt sein soll. Heiligabend mit Schnee, das wär doch was.«

»Gut, dann ...«

Die Seherin hielt das Huhn in die Höhe, das eben noch neben seinen Kameradinnen im Hof gegackert hatte.

»Lebendig oder tot?«

Ein schlechtes Gewissen stieg in mir auf. Doch eine kräftige Suppe heute Abend war genau das Richtige bei diesem Wetter.

Sie schlenkerte das Tier. »Also was?«

»Tot«, murmelte ich und griff nach meiner Geldbörse.

Ein Knacken ertönte. Wieder zuckte ich zusammen und wandte den Kopf ab.

»Vier Uhr«, sagte sie. »Freitag. Dass deine Tante ja pünktlich ist. Ich hab nicht viel Zeit.«

Ich musste mich überwinden, den ruck, zuck in Papier eingeschlagenen und noch warmen Vogel entgegenzunehmen. Hergekommen war ich, um eine Verabredung für Tante Mirelle auszumachen. Verlassen würde ich die beengte, kalte Wohnung zu meiner Überraschung nun nicht nur mit einem Termin für Mirelle, sondern auch einem Huhn sowie der Aussicht, mit meinen fünfundzwanzig Jahren doch noch unter die Haube zu kommen. Mit Mühe unterdrückte ich den Impuls, in mich hineinzuschnauben, und zählte das Geld in Fräulein Christines ausgestreckte Hand.

Auf der Straße umging mich kühle Morgenluft. Ich atmete tief ein, presste das Huhn und meine Tasche an mich und

rutschte mehr, als dass ich lief, über die mit Laub bedeckten Gehsteige.

Zwei Wochen vor Heiligabend schien sich der Herbst tatsächlich zu verabschieden. Nebel verschluckte jeden Laut, Passanten tauchten so plötzlich auf, wie sie wieder in den Wolkenfetzen verschwanden. Die Automobile hatten ihr Tempo auf den mit Frost überzogenen Straßen gedrosselt, Omnibusse und Straßenbahnen ebenso. Eine ungewohnte Stille beherrschte Berlin. Die Stadt, die nie fertig wurde, wo ständig gebuddelt, gehämmert und gebrüllt wurde und über der sonst eine immerwährende Geräuschkulisse aus Motorenknattern, dem Rauschen der Hochbahn und Quietschen der Straßenbahnen lag, wagte eine Pause, und niemand protestierte.

Schon hatte ich die Untergrundstation erreicht und drängte mich in den Zug, der mich raus aus der Stadt nach Charlottenburg bringen sollte. Während ich meinen Blick über die Fahrgäste wandern ließ und mal an einer hervorstechenden Nase hängen blieb, dann an einem wagenradgroßen Hut, den seine Besitzerin so fest umklammert hielt, als wollte sie ihn sich bis zu ihren Schultern ziehen, fragte ich mich, ob Tante Mirelle und die Seherin unter einer Decke steckten. Immerhin wünschte sich Tante kaum etwas mehr, als dass meine drei Jahre ältere Schwester und ich endlich unter die Haube kämen. In allen erdenklichen Sprachen hatte sie schon gezetert, geschrien und um Gottes Beistand gefleht. Aber weder er noch wir ließen uns erweichen. Ich liebte meinen Beruf viel zu sehr, um ihn für einen Ehemann aufgeben zu wollen. Und Adele ... Nun, Adele sammelte Verehrer zwar wie andere Leute Briefmarken, sich binden jedoch wollte sie nicht.

Genauer betrachtet machte der Gedanke natürlich nicht viel her. Fräulein Christine war eine Betrügerin, nichts weiter. Niemals hätte Tante es fertiggebracht, ohne meine Hilfe zu ihr zu gelangen. Was hätte es auch genutzt? Nur weil mir jemand etwas Dummes prophezeite, würde es noch lange nicht geschehen.

Zufrieden mit dieser Erkenntnis, schloss ich die Augen und genoss die einschläfernde Ruhe im Abteil. Der Tag würde anstrengend genug werden. Eine kleine Pause früh um halb sieben hatte ich mir verdient.

In der Zweizimmerwohnung im ersten Stock eines Charlottenburger Mietshauses, in der die Irmgard-Solf-Schule untergebracht war, empfing mich feuchte Kälte. Wie angenehm wäre es, jetzt wie an einer Knabenschule den Schuldiener zu begrüßen, der die Öfen schon geheizt und die Stühle auf den Boden gestellt hätte! Doch noch war in unserem Lyzeum einfach alles vorläufig, die Frage der Finanzierung ebenso wie der Lehrplan und die Zahl der im kommenden Schuljahr aufzunehmenden Schülerinnen. Sowie das Gebäude, in dem meine Kollegin Fräulein Feltner, die Mädchen und ich uns aber gut eingelebt hatten.

Hut und Mantel behielt ich an, während ich die Tür hinter mir schloss und den schmalen Gang zur Küche entlanglief. Es war stockdunkel, doch ich kannte jeden Riss im Holzboden und jedes Mäuseloch und lächelte nur still in mich hinein, als mich der gekrümmte Fingerknochen des menschlichen Skeletts streifte, das Fräulein Feltner und ich hinter dem schweren Samtvorhang verborgen hielten. Ich hatte es vor Kurzem in einem Kaufhaus entdeckt und für den Naturkundeunterricht mitgebracht,

den ich im nächsten Schuljahr einführen wollte. Direktor Knollinger, der ausschließlich zu Festlichkeiten hier erschien, war am Nikolaustag fast ohnmächtig geworden. Es handle sich schließlich um einen unbedeckten Mann, hatte er geätzt und den sofortigen Abtransport angeordnet. Glücklicherweise würde er voraussichtlich erst Ostern wieder hier auftauchen. Bis es so weit war, hatte ich mir längst ein besseres Versteck für das Knochengestell überlegt.

Ein paar Schritte noch und ich stand in der Küche, in der nicht nur der Herd, ein Tisch mit aufeinandergestapelten Stühlen und ein Schrank mit Geschirr Platz fanden, sondern auch sämtliches Zeichenmaterial sowie die Matten für den Turnunterricht. Ich drehte die Gaslampe auf und griff nach dem Kohleimer. Meine Finger waren trotz der Handschuhe rot, die Haut rissig, doch immerhin nicht mehr so klamm, dass mir die Schaufel mit den Briketts abgerutscht wäre. Vorsichtig ließ ich Kohle in die Ofenöffnung klackern, stopfte Papier darunter und ratschte an einem Zündholz. Wieder kamen mir Fräulein Christines Worte in den Sinn, und ich pustete eine Spur zu heftig die Flamme aus, verschloss die Ofentür und trat ans Fenster. Hellblaue Schlieren zeigten sich am Himmel. Hinter mir knisterten die Zeitungen im Ofen, eine erste Ahnung von Wärme schlich heran. Ungelenk versuchte ich, die Knöpfe meines Mantels zu öffnen, als aus dem Treppenhaus Getrappel erklang. Wenig später ertönte die Klingel.

»Guten Morgen, Fräulein Wallenstein«, flüsterte Marga, das Gesicht rund und bleich wie der Vollmond.

Hastig zog ich sie herein, trieb sie in die Küche und goss ihr einen Becher dampfender Milch ein. Sie schloss

die Augen, während sie in langsamen Schlucken trank, klopfte sich warm und fragte, nachdem sie den Becher wieder abgestellt hatte: »Los?«

»Los!«

Wir waren ein eingespieltes Team. Konzentriert reihte sie 25 Tassen nebeneinander und füllte bei jedem Klingeln eine für ihre Mitschülerinnen, dazwischen fand sie genug Zeit, Kaffee für meine Kollegin und mich aufzusetzen, die Öfen in den Klassenräumen anzuheizen und die Pulte zurechtzurücken. Bald herrschte in der kleinen Wohnung ein Trubel wie auf einem Marktplatz. Die Mädchen erzählten und lachten, Lisa Feltner, die wie ich alle Fächer bis auf Gesang unterrichtete, nippte mit verträumtem Gesicht an ihrem Kaffee, und in mir breitete sich ein warmes Wohlgefühl aus. Wer hätte gedacht, dass ich mich je so am richtigen Platz fühlen würde? In meiner Vergangenheit hatte es dunkle Zeiten gegeben, in denen ich davon überzeugt gewesen war, nie wieder froh zu werden. Doch nun war ich hier, betrachtete die Schöpfe meiner Schülerinnen und ihre wachen, munteren Gesichter, blickte in die müde aussehenden Augen meiner Kollegin, die mir mit der Zeit zur Verbündeten und Mitstreiterin geworden war, und ja, ich war nicht nur zufrieden, ich war glücklich.

Mein Blick fiel auf die Uhr. Halb acht.

»An die Pulte, meine Damen, hopp hopp.«

Der Vormittag verging wie im Flug. Herrschte in meiner Klasse Stille, weil die Mädchen in ihre Strickarbeiten vertieft waren, hörte ich Fräulein Feltner im Nachbarraum französische Verben konjugieren. Sie beherrschte die Sprache exzellent, beneidete mich aber um meine französische Mutter, die, nachdem sie meinen Vater kennengelernt hatte, nach Brandenburg übergesiedelt war.

»Fräulein Wallenstein?«

»Ja, Marga?«

Aus ihren hellgrünen Augen sah sie mich ernst an.

»Fräulein Wallenstein, ich befürchte, es ist mir wieder misslungen.«

Zum Beweis hielt sie ein verunglücktes Stück Wolle hoch, das möglicherweise einen Topflappen darstellen sollte, vielleicht aber auch den Beginn eines Schals. Eine Nadel hatte sich darin verfangen, die andere war nirgendwo zu sehen. Leises Kichern zog sich durch die Bankreihen, und ich warf den Mädchen einen tadelnden Blick zu. Sofort senkten sie die Köpfe und nahmen wieder ihre Arbeit auf.

»Komm bitte her zu mir, Marga.«

Sie war so dünn, dass ich befürchtete, eines Tages durch sie hindurchsehen zu können. Ihr Kleid war abgetragen, an den Ellbogen abgeschabt, doch wie immer frisch gebügelt. Einst hatte sie mir verraten, dass sie jeden Morgen um fünf aufstand, um sich und ihre jüngere Schwester für die Schule herzurichten.

Als sie vor mir stehen blieb und betrübt nach unten blickte, sagte ich laut: »Du weißt, dass ich dich auch für deine Nadelarbeiten benoten muss.«

Sie nickte. Ihr helles Haar fiel ihr in Fransen ins Gesicht, die Spangen hielten es nicht.

Ich beugte mich vor und flüsterte: »Tante Mirelle wird sich freuen. Sie ist ein wenig düsterer Laune in der letzten Zeit. Die bunte Wolle wird sie aufheitern.«

Ein Lächeln stahl sich in Margas Gesicht, sie nickte und senkte wieder den Kopf, damit niemand es sah.

Als ich das erste Mal ein verunstaltetes Wollknäuel mit nach Hause gebracht hatte, um damit Margas Note zu



retten, drehte ich es so lange unschlüssig in den Händen, bis Tante es mir wegriss.

»Dir fehlt doch jedes Talent dazu«, hatte sie konstatiert und das Leuchten in ihren Augen nicht verbergen können. Sie liebte es zu stricken, es entspanne sie, behauptete sie, wenn ich diese Einschätzung auch nicht teilte. Hin und wieder landeten erst die Nadeln im Hof, dann die Wolle, gefolgt von einem Schwall französischer Schimpfworte, was unsere Nachbarn wieder einmal in ihrer Einsicht bestätigte, dass wir Zugezogenen schlicht und ergreifend verrückt waren. Trotzdem überließ ich Tante Mirelle Margas Nadelarbeiten nur zu gern. Schon ohne meiner Lieblingsschülerin aktiv unter die Arme zu greifen, plagte mich das schlechte Gewissen. Sollte ich nicht dieselbe Zuneigung zu jedem der Mädchen hegen? Doch so sehr ich mich auch um Gerechtigkeit bemühte, ihr nachdenklicher, nach innen gekehrter Blick und das Talent, hin und wieder die erstaunlichsten Schluauheiten auszusprechen, wenn sie bloß nach der Uhrzeit gefragt wurde, hatten Marga einen Platz in meinem Herzen erobern lassen, von dem sie niemand mehr vertreiben konnte.

Um halb zwei wurde es schlagartig still in den Klassenräumen. Fräulein Feltner und die Mädchen waren gegangen, nur Marga und ich räumten auf. Während Marga die Tassen und den Milchtopf spülte, fegte ich die Unterrichts-räume. Die Staubwolke brachte mich zum Niesen, und ich riss mit tränenden Augen das Fenster auf. Beinahe wäre das Huhn hinuntergefallen, das ich auf der Fensterbank abgelegt hatte. Der Vorgarten zwei Stockwerke unter mir war matschig und braun, der Himmel war düster, und seine Wolken hingen so tief, dass die Dächer der weiter weg stehenden Häuser darin zu verschwinden schienen.

Schnell zog ich den Kopf wieder ein und schloss die Fenster.

Hinter mir ertönte ein Klirren. Als ich mich umdrehte, sah ich Marga bleich über die Spüle gebeugt. Mit fahrigem Gesten versuchte sie, Scherben zusammenzuklauben.

»Es tut mir so leid, Fräulein Wallenstein. Ich weiß nicht, warum ich heute so ungeschickt bin!«

Sie verstummte und sah mich mit einem jämmerlichen Ausdruck an.

»Wir finden einen Becher als Ersatz.«

Zumindest hoffte ich es. Andernfalls würde eines der Mädchen seine Milch morgen aus einer Schüssel trinken müssen.

Ich nahm ihre Hände in meine. Mit abgewandtem Gesicht versuchte sie, sie wegzuziehen, doch ich hielt sie fest zwischen meinen Fingern. Ihre Haut fühlte sich kühl an und trocken.

»Lass mich sehen, ob du dich verletzt hast.«

»Das habe ich sicher nicht, Fräulein Wallenstein.«

»Ich würde es gern selbst nachprüfen.«

Widerstrebend ließ sie zu, dass ich ihre Hände anhob und genauer betrachtete. Frisches Blut war nicht zu entdecken, dafür aber Unmengen von Punkten, rötlich, schwarz oder blau und von geschwollener Haut umrandet.

»Kannst du mir das erklären, Marga?«

Mit zusammengekniffenen Lippen schüttelte sie den Kopf.

»Marga, du wirst doch wissen, woher diese Einstiche stammen.«

»Nein«, sagte sie kläglich.

Ich zog einen Stuhl heran, drückte sie sanft darauf und kniete mich vor sie. Wenn sie so ängstlich guckte, sah sie

wie ein Nachtgespenst aus, das kurz davor war, wieder unsichtbar zu werden.

»Liebe Marga, erzähl mir bitte, was dich so zerstoehen hat. Es wird wohl kaum in deinem Schlaf passiert sein.«

Tränen schossen aus ihren Augen.

»Nein«, flüsterte sie.

Prüfend sah ich sie an. »Sondern während des Tages?«

Stumm schüttelte sie den Kopf. Ihr Gesicht glänzte von Tränen, doch sie weinte ohne jedes Schluchzen. Wieder fiel mir auf, wie bleich sie war. Nie hatte Marga außerordentlich gesund gewirkt, doch nun schien sie tatsächlich durchsichtig zu werden.

»Schläfst du denn?«

Jetzt hörte ich doch einen unterdrückten Schluchzer. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf.

»Und was tust du nachts?«

»Ich nähe«, flüsterte sie. »Aber Sie wissen ja, wie ich in solchen Dingen bin.«

»Und warum nähst du?«, fragte ich so ruhig wie möglich. »Wenn du augenscheinlich jede Naht mit einem zerstoehenen Finger bezahlst?«

»Ja, aber ich bezahle auch das Schulgeld damit.«

Sie war kaum noch zu hören.

»Aber das haben wir doch geklärt! Wenn du mir morgens und nach dem Unterricht zur Hand gehst, wirst du uns erhalten bleiben.«

Da Margas Eltern das Schulgeld nicht vollständig aufbringen konnten, war sie immer wieder Gefahr gelaufen, mit der Schule aufhören zu müssen. Verzweifelt hatten Fräulein Feltner und ich uns darüber den Kopf zerbrochen und Direktor Knollinger schließlich einen Vorschlag unterbreitet: Marga würde uns bei den täglichen Vor- und

Nachbereitungen helfen, zudem würden wir alles dransetzen, private Gelder für sie aufzutreiben. Jener Tag war mir lebhaft in Erinnerung geblieben, denn zum ersten und bisher letzten Mal war mir Direktor Knollinger sympathisch erschienen.

»Nicht meines«, sagte sie und starrte auf den Fußboden.  
»Augustes. Sie soll es doch auch so gut haben wie ich.«

Am liebsten hätte ich sie umarmt, doch das war nicht angebracht. Auguste war acht und besuchte die Charlottenburger Volksschule.

»Du hast also vor, die kommenden Jahre nachts zu arbeiten, damit auch deine Schwester auf das Lyzeum kann?«

Sie nickte.

»Liebe Marga, wie willst du das anstellen?«

Als ich keine Antwort erhielt, stand ich ächzend auf. In meinen Knien stach es, als würden auch sie mit Nadeln malträtiiert.

»Und was nähst du?«

»Alles Mögliche«, flüsterte sie. »Aber meistens Matrosenanzüge. Papa verkauft sie in der Fabrik. Sie sind billiger als das, was in den Geschäften angeboten wird.«

»Heute wirst du nichts nähen.«

»Aber Fräulein Wallenstein, ich muss!«

»Du musst nicht. Ich sage dir, Marga, wenn du heute Nacht arbeitest und morgen wieder so aussiehst wie heute, werde ich dir eine schlechte Note geben.«

Erneut füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Ich lasse mir etwas einfallen, versprochen. Du brauchst eine Nacht Schlaf. Wie viel Geld verlierst du wohl, wenn dein Vater einen Tag nichts verkauft?«

»Fünfundzwanzig Pfennige, vielleicht eine Mark.« Sie wagte es immer noch nicht, mich anzusehen.

Ich lief zu meinem Mantel und holte mein Portemonnaie hervor.

»Ich gebe dir zwei.«

Gut, dass ich das Huhn so günstig bekommen hatte.

»Das kann ich nicht annehmen, Fräulein Wallenstein. Aber haben Sie herzlichen Dank!«

Erneut nahm ich ihre Hand, legte die Münzen hinein und schloss sie zu einer Faust. »Nun geh. Morgen sind wir schlauer.«

Glücklicherweise klang meine Stimme überzeugt, ich selbst war es nämlich nicht.

Marga nickte, und ihre Wangen hatten jetzt immerhin eine feine Röte. Ihr Anblick tröstete mich, doch als ich sah, wie sie ihren zerschlissenen Mantel überzog, fiel aller Optimismus in sich zusammen. Allein bei ihrem Anblick begann ich zu frieren.

»Warte!« Ich gab ihr meine Handschuhe. »Ich muss nicht so weit laufen wie du. Und in der Untergrundbahn ist es mollig warm.«

Entrüstet schüttelte sie den Kopf.

»Aber sie sind doch von Ihren Eltern!« Und hauchend fügte sie hinzu: »Aus China.«

»Dementsprechend dünn sind sie leider. Aber Seide ist besser als nichts. Wie ich schon sagte: keine Widerrede. Bis morgen!«

Sie polterte die Treppen hinunter. Vom Küchenfenster aus sah ich ihr nach. Immer wieder blieb sie stehen und hielt ihre Hände in die Höhe.

Sorgfältig steckte ich das Wollungetüm, das mich mit seinen Löchern an einen Schweizer Käse erinnerte, in meine Tasche und griff nach dem Huhn. Es war beinahe zwei, ich musste mich beeilen. Zwei Privatstunden in Franzö-

sich warteten auf mich und eine in Deutsch. Und dann musste ich ja noch einen Plan ausarbeiten, um Marga zu helfen. Ihr täglich Geld zuzustecken war mir leider nicht möglich.

Nach einem letzten, kalt gewordenen Schluck aus meiner Tasse klatschte ich in die Hände. »Hopp hopp, Fräulein Wallenstein. Weiter geht's.«

Vier Stunden später konnte ich noch so häufig »Hopp« sagen, ich hatte Mühe, die Stufen hochzukommen. Frau Müller aus dem dritten Stock kam mir entgegen, grüßte knapp und schüttelte den Kopf, kaum dass sie meinem Blickfeld entkommen war. Seit wir vor zwei Jahren hier eingezogen waren, wurden wir argwöhnisch beäugt. Zwar logierten in der Remise nicht wie im Vorderhaus ausschließlich Doktoren und Anwälte, doch waren wir wohl nicht gerade das, was sich unsere neuen Nachbarn unter einer tauglichen Familie vorgestellt hatten: Meine Schwester blieb tagsüber meist im Bett, nachts sah sie aus wie ein schillernder Revuestar, hin und wieder schminkte sie sich sogar. Noch schlimmer war jedoch, dass Tante Mirelle jeden Abend am offenen Fenster die Marseillaise sang und anschließend klagend ein paar Tränen vergoss. Da half es kaum, dass wenigstens ich kein Paradiesvogel war, wenn auch etwas zu groß geraten und mit zu wild gelocktem Haar, um dem Bild einer adretten jungen Lehrerin zu entsprechen.

Mit steifen Fingern öffnete ich die Wohnungstür und schob zuerst meine Tasche und dann mich selbst hinein. Eigentlich geräumig, war die Diele derart vollgestellt, dass sie an die Hochbahn zur Hauptverkehrszeit erinnerte. Nachdem unsere Eltern nach China aufgebrochen waren,

mussten wir ja irgendwohin mit all den Möbeln, Teppichen und Bildern. Vaters Stellung beim Reichsmarineamt in der Kolonie Tsingtau war auf vier Jahre ausgelegt. Wozu also hätten er und meine Mutter, als sie den Dampfer bestiegen, den gesamten Hausrat mitnehmen sollen? Doch die Villa in Dahlwitz, in der ich aufgewachsen war, bewohnte längst eine andere Familie. Für uns drei wäre sie auch viel zu groß gewesen. So zogen Mirelle, Adele und ich nach Berlin, im Gepäck eine Vielzahl an wuchtigen, überflüssigen Möbeln.

Ich nahm den Hut ab, fuhr mir durchs Haar und klopfte meinen knöchellangen Rock aus, an dem zertretenes Laub klebte.

»Bonsoir«, knarzte Tante Mirelle aus dem Wohnzimmer herüber.

»Guten Abend, Tante.«

Bei meinem Versuch, ohne Zuhilfenahme der Hände aus den Stiefeln zu steigen, fiel ich fast in die Ölgemälde, die neben dem Schirmständer lehnten. Weil nur eine Wand ausreichend Platz für ein Bild bot, tauschten wir sie alle paar Wochen aus. Momentan hing neben der Tür zu Adeles und meinem Schlafzimmer »Der Faun«, den mein Onkel mit forschenden Strichen auf die Leinwand gebannt hatte. Oder war es »Eine Dame im Schnee« meiner verstorbenen Großmutter väterlicherseits?

»Ist alles in Ordnung, Chérie?«, rief Tante Mirelle mit düsterer Stimme.

»Ja, ich bin gleich bei dir«, rief ich zurück und stellte meine Schuhe aus Platzmangel auf dem Zeitungsständer ab. Langsam tropfte das Wasser auf die Kaufhausprospekte und einen angerissenen Bogen Packpapier. Auch meine Strümpfe waren feucht. Mit klammen Fingern hängte ich

sie über das Holzregal, das immer woanders stand, weil wir auch dafür keinen richtigen Platz hatten.

»Möchtest du eine Tasse Tee?«

Ich schlüpfte in meine Pantoffeln und warf einen Blick ins Wohnzimmer, in dem sich neben einem gewaltigen Ofen, dem Ensemble aus Esstisch und acht Stühlen, einer Récamière und der Bücherwand auch Tantes Bett befand. Sie selbst saß reglos auf dem Sofa, ein kleiner Berg Mensch mit gewaltigen schwarzen Haaren und Augen, die als glühende Kohlen durchgehen konnten.

»Tante?«

»Quoi?«

»Tee?«

Tante nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf.

»Hast du eine Verabredung für mich gemacht?«

Ihr französischer Akzent war nicht zu überhören. Es gab Tage, an denen Tante Mirelles Kopf wolkenverhangen war, wie sie es ausdrückte, in denen darin nur Nebel herrschte und mit den Gedanken kein Durchkommen war. Dann sei ihr das Deutsche zu hart, sagte sie, sie brauche die französische Weichheit, um nicht des Lebens müde zu sein.

So ein Tag war heute wohl. Ich trat näher und legte ihr meine Hand auf die Schulter. Sie war weich wie ein Kissen.

»Ich begleite dich am Freitag. Fräulein Christine erwartet dich um vier.«

Ich hoffte inständig, dass Tante nicht weiter nachbohren würde. Auf dem Weg nach Hause hatte ich mir vorgenommen, kein Wort über mein angeblich brennendes Herz zu verlieren. Doch Tante würde mich ausquetschen, wie sie es immer tat, sie hatte diese Art, Dinge erspüren zu



können. Manchmal fragte ich mich, ob an diesem Spiritismus nicht doch etwas dran war. Sie schien stets genau die Dinge zu ahnen, die ich unbedingt vor ihr geheim halten wollte.

Tante schloss die Augen und klopfte auf das Kreuz, das an einer Kette um ihren Hals hing.

»Ich habe ein ungutes Gefühl, Chérie. So ungut. Es ist das Wetter da draußen.«

Keine weiteren Fragen zu Fräulein Christine, was für ein Glück!

»Nebel statt Schnee, Regen, Regen, Regen, nachdem es im November geblitzt und gedonnert hat wie im August. Weißt du nicht, Chérie, der babylonische Sturm? So einer kann auch das Steinmeer Berlin zerstören.«

Tante hatte aufgeschnappt, wie ein Passant die Stadt so bezeichnet hatte, das hatte Eindruck auf sie gemacht. Als Bewunderin alles Großen, Erhabenen malte sie sich nun andauernd die auf uns zurollende Apokalypse aus, in der die Hand Gottes alle Bauwerke und Straßen zerschlug.

»Nur ein kümmerlicher Haufen Kies wird zurückbleib...«

»Schau, was ich dir mitgebracht habe«, unterbrach ich sie. Zornig sah sie mich an, doch ihre Züge glätteten sich sofort, als sie Margas Strickversuch in meiner Hand sah.

»Oh, de ma petite?«

Ich nickte. »Tust du mir den Gefallen und machst es hübsch?«

Noch bevor ich zum Satzende gekommen war, hatte sie mir die Wolle aus der Hand gerissen, und wenige Augenblicke später klapperten die Nadeln.

»Wie steht es um deine Nähkünste, Tante?«

»Nicht gut«, murmelte sie, in das Strickwerk vertieft.  
»Nähen ist Arbeit. Stricken Entspannung.«

Meine winzige Hoffnung fiel in sich zusammen.

»Pourquoi?«, fragte sie dann.

Ich berichtete, was ich heute von Marga erfahren hatte.

»Non! Das arme Kind! Es wird sterben, wenn es nicht schläft!«

Normalerweise ging mir ihr unerschütterlicher Pessimismus auf die Nerven. Heute aber erschien er mir, wenn auch leicht übertrieben, angebracht.

»Wir müssen etwas unternehmen, Chérie!«

Sie ließ die Nadeln auf ihren Schoß sinken und starrte vor sich hin. Auf mehreren Schulfesten hatte ich sie mit Margas Eltern tuscheln sehen, wenig später hatten diese das Schulgeld ihrer Tochter für ein Jahr im Voraus bezahlt. Ob Tante etwas damit zu tun hatte? Doch ihre Ersparnisse konnten kaum für noch ein Kind ausreichen.

Sie gab mehrere tiefe Seufzer von sich, dann nahm sie das Stricken wieder auf.

»Vielleicht ...«, setzte ich an, doch Tante unterbrach mich: »Ich denke!«

Mit dem emsigen Klappern der Nadeln im Ohr betrat ich die Küche, einen dunklen Schlauch mit kaum wahrnehmbarem Fenster am Ende, durch das man auf die graue Friedhofsmauer blickte. Sonnenstrahlen fanden nie herein, doch es duftete heimelig nach den glühenden Kohlen im Herd, nach getrockneten Salbeiblättern, die ich zu Sträußen zusammengebunden und aufgehängt hatte, nach Lavendelblüten und Beifuß. Staubkörner tanzten durch die Luft. Ich liebte es, die Tür hinter mir zuzuziehen, im dämmerigen Licht zu stehen und nur zu atmen, die Süße des Honigs in der Porzellanschüssel zu riechen und den

erdigen Geruch der Kartoffeln. Heute aber wollten meine Gedanken keine Ruhe geben.

»Chérie, wann kommst du zu mir?«, ertönte Mirelles Stimme. »Ich spüre schon, wie die geniale Idee sich nähert. Da ... Ah!«

Ihr Seufzer war so laut, dass ich ihn bis in die Küche hörte.

»Nun ist sie wieder entwischt!«

»Lass mich nur schnell die Suppe und den Tee aufsetzen!«, rief ich und hob mit dem Schürhaken den Deckel der mittleren Feuerstelle an. Hitze stieg auf. Ich holte Lauch hervor, Zwiebeln, Sellerie, Kartoffeln und zwei Rüben, wuchtete den Kochtopf auf die Platte und gab Öl und Gemüse hinein. Zischend spritzte es zur Seite. Während die Flüssigkeit vor sich hinköchelte und würzig riechende Dampfschwaden ausstieß, rupfte ich das Huhn, zog die Innereien heraus und warf das blassweiße Tier, das mir nun erschreckend mager erschien, in die Brühe.

»Selma? Ach, ich mag nicht so lange allein sein, wenn du schon einmal zu Hause bist.«

Tante war in der Tür erschienen, seufzte und kräuselte ihre Stirn. »Ich bin schon fertig mit dem Eierwärmer. Aber die Idee hat sich doch wieder entfernt.«

»Womit bist du fertig?«

»Mit dem Eierwärmer. Was soll es sonst sein, Chérie? Du wirst sehen, er passt perfekt!«

Mit einem überraschenden Tempo war sie bei der Kammertür, riss sie auf, wühlte in den Regalen herum, ließ ein paar französische Schimpfworte und dann mit lautem Klirren etwas zu Boden fallen, bis sie ihren Körper schließlich wieder in die Küche schob und feststellte: »Wir haben kein Ei.«

»Nein, das haben wir wohl nicht.«

»Potzschnitz.«

»Pötzblitz, Tante.«

»Ah, je m'en fous. Woran soll ich es dir jetzt zeigen?«

Anklagend hielt sie Margas Topflappen in die Höhe, der nun eine ovale Form hatte. Man würde ihn tatsächlich zum Warmhalten von Eiern benutzen können oder als farbenprächtigen Puppenhut.

»Ich könnte viele davon stricken. Wie in einer Fabrik. Reicht das für Agathe?«

»Auguste.«

»Bon, wie immer das Kind heißt. Reicht es?«

Aus ihren riesigen dunklen Augen starrte Mirelle mich an. Bis auf ihre Größe war alles an ihr gewaltig. Ihr ausladender Körper wurde von einem Korsett in Form gehalten, darüber barst fast ihr Lieblingskleid, ein nachtschwarzes Spitzengewand, das ihr das Aussehen einer trauernden Witwe verlieh. An ihren Ohrläppchen wackelten enorme goldene Hufeisen. Falls sie einmal stürbe, sagte Tante gern und fügte stets hinzu, dass das wahrscheinlich schon übermorgen der Fall sein würde, müsste ihre letzte Ruhestätte wohl quadratisch ausgehoben werden.

Der Tag war lang gewesen, und ich spürte die Müdigkeit in meinen Knochen. Ich hatte keine Lust, mit ihr zu streiten. Ohne sie anzusehen, schob ich den Kohleimer vor und ließ eine Handvoll ins Feuer fallen.

»Deine Idee ist ... interessant. Allerdings bezweifle ich, dass die Menschen mehrmals im Jahr neue Eierwärmer benötigen.«

»Hm. Non, du hast recht.«

Ich goss Wasser über die Teeblätter und stellte ihr eine Tasse hin. Feinherber Dampf stieg mir in die Nase.

Tante verzog das Gesicht.

»Das stinkt. Gib mir ein Glas Wein, ma chère.« Sie hob ruckartig den Kopf und strahlte mich an. »Deine anderen Schülerinnen werden es für sie nähen!«

»Im Handarbeitsunterricht?«

»Oui!«

Daran hatte ich auch schon gedacht, hielt es jedoch für recht gewagt. Wenn meine Schülerinnen zu Hause erzählten, dass sie Matrosenanzug um Matrosenanzug nähen mussten, würden ihre Eltern gewiss protestieren.

»Ich fürchte, ich werde Marga beim Nähen unterstützen müssen.«

»Du? Dein Leben sollte nicht daraus bestehen, Nacht um Nacht Kleider zu nähen! Dein ... Ah! Du hast mir noch gar nicht die Einzelheiten von heute Morgen erzählt. Wie war die Seherin? Hat sie etwas über mich gesagt?«

»Sie kennt dich doch gar ni...«

»Hat sie etwas über Adeles Zukunft gesagt?«, unterbrach sie mich. »Non? Natürlich nicht, das dumme Ding hat ja keine Zukunft!«

»Tante, nun übertreib nicht so.«

»Ich übertreibe? Deine Schwester ist 28 Jahre alt. Sie hat keine Ausbildung, was mich nicht weiter bekümmern würde, vor allem aber hatte sie nicht den blassesten Schimmer, was sie, außer im Bett zu liegen und seltsame Texte vor sich hinzumurmeln, mit ihrer Zeit anfangen soll.«

»Sie lernt für ihr Vorsprechen.«

»Pah!« Etwas blitzte in Mirelles Augen auf. »Und du? Hat sie etwas über dich erzählt?«

Kopfschüttelnd sah ich aus dem Fenster. Nur graue Wand, natürlich.

Tante wackelte mit den Augenbrauen und bohrte mir ihren Zeigefinger in die Brust. »Sie hat etwas gesagt. Was?«

»Nichts.«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie sagte mir, dass mein Herz brennt, noch ehe das kommende Jahr rund ist.«

»Ah! Non!«

»Ah oui.«

»Du?«

Zorn stieg in mir auf, wie heute Morgen. Fräulein Christines Überzeugung, jede Frau sehne sich nach nichts als Liebe, störte mich ebenso sehr wie Tante Mirelles Zweifel daran, dass auch ich zur Liebe fähig war. Ich war nicht mit taubem Herzen geboren worden. Ich wusste sehr wohl, wie es sich anfühlte zu lieben, und ebenso, dass ich dieses Gefühl nie wieder spüren würde.

Auf Mirelles Gesicht legte sich ein seliges Lächeln. Sie sah beinahe friedlich aus.

»Chérie, das immerhin macht mich glücklich.«

»Tante, das darf man nicht ernst neh...«

Die Türklingel schrillte. Vor Erleichterung wäre ich am liebsten auf die Knie gefallen.

»Mon Dieu!«, schrie Tante, jetzt gar nicht mehr entzückt. »Bekommen wir Besuch? Warum hast du mir davon nicht erzählt?« Sie scheuchte mich in den Flur und weiter ins Wohnzimmer und richtete vor dem an die Wand gelehnten Spiegel ihr Haar. »Selma, räum auf, vite, vite!«

»Ich habe niemanden eingeladen, Tante. Und wohin sollte ich hier etwas räumen? Was nicht in die Schränke passt, kann ich höchstens aus dem Fenster werfen.«

Die Tür zu Adeles und meinem Schlafzimmer flog auf, und feengleich schwebte meine Schwester an mir vorbei. Sie roch nach Rose, ein wenig auch nach Bett. Eine lindgrüne Seidenschleife hielt ihr sanft gewelltes mahagonifarbenes Haar aus der Stirn, die Lippen glänzten von Bienenwachs, die Wangen waren leicht gerötet, und ihre Augen strahlten, als hätte sie gerade einen Prinzen gesehen, dabei war sie eben erst aufgestanden. Sie trug den Morgenrock, den Mama und Papa ihr geschickt hatten, ein schimmerndes chinesisches Gewand, das Kimono hieß. Mich erinnerte es an einen Teewärmer, ungleich unförmiger allerdings, aber auch ungleich schöner. Lotosblüten zierten den Seidendamast und schlangen sich über beide Schultern und den Rücken hinab. Vorn war eine Berglandschaft aufgestickt mit Tempeln und Gärten, lavendelfarbenen Berggipfeln und einer Schar dunkler Vögel.

»Wer ist das?«, fragte Adele über ihre Schulter hinweg, blieb stehen und drehte sich zu mir. »Was ist mit dir? Warum siehst du so müde aus?«

Instinktiv griff ich an meine Wangen. »Vielleicht weil ich den ganzen Tag gearbeitet habe?«

Sie schenkte mir ein mildes Lächeln und nickte. »Ah. Möglicherweise solltest du das öfter einmal sein lassen.«

»Wollt ihr Kaffeeklatsch halten oder die Tür öffnen?«, bellte Tante und schoss mit so festem Schritt voraus, dass die Holzbohlen unter meinen Füßen bebten.

Sonderlich gespannt war ich nicht darauf, wer vor der Tür wartete. Meinen früheren Kolleginnen, jetzt Ehefrauen und Mütter, wäre es für eine Spontanvisite zu spät. Fräulein Feltner, die gezwungenermaßen wie ich ledig war, kam gewiss nicht von Charlottenburg hierher. Die

Schlussfolgerung lautete daher: Der Gast wollte zu Adele. Einer ihrer Verehrer also. Unzählige junge Männer verzehrten sich danach, vorseilend Kiesel vom Gehsteig zu schieben, über die sie stolpern könnte, und jeden Ast vom Baum zu rupfen, auf dass er sich nur nicht in ihrem Hut verfang.

»Wer Sie sind?«, fragte Tante mit dröhnender Stimme, doch ich hörte, dass ihre Stimme zitterte. Weil sie so klein war, gab sie ungehindert den Blick auf einen jungen Mann in Uniform frei, und wenn Tante Männer in Uniform sah, begann sie vor Aufregung die Worte zu vertauschen. Mehr noch als das eiskalte Preußen hasste sie die hiesigen Soldaten, das Marschieren, die zackigen Bewegungen und abgehakt vorgetragenen Befehle.

Der junge Mann, der so strammstand, als salutierte er dem Kaiser persönlich, war zwar kein Soldat, doch das hatte sie offenbar nicht erkannt.

»Ein Telegramm für Sie«, rief er.

»Mon Dieu«, flüsterte Mirelle und klatschte mit der Hand auf ihren Kreuzanhänger. »Telegramme verheißten ... nie ... immer ...«

Verwundert sah der Junge sie an. Dann fiel sein Blick auf Adele, und ein Ausdruck seliger Bewunderung legte sich auf sein Gesicht.

Mit hoheitsvollem Lächeln nahm meine Schwester den Umschlag entgegen. Natürlich, ein Liebesbrief für sie, was sollte es sonst sein?

»Haben Sie vielen Dank«, sagte sie mit samtiger Stimme, wandte sich Tante und mir zu und schloss die Tür. Als sie auf den Absender schaute, flackerte Irritation über ihr hübsches Gesicht.

»Ein Schreiben von Papa.«



Tante war kalkweiß geworden und hielt sich an dem Turm aus Überseekoffern fest, der gefährlich schwankte.

»Von eurem Vater? Es ist von eurem Vater?«

Langsam beschlich auch mich ein mulmiges Gefühl. Zwei Cent kostete eine Postkarte aus der Kolonie, die über Sibirien mit dem Zug nach Deutschland kam. Warum hatte Vater viel Geld für ein Telegramm ausgegeben, wenn die Weihnachtspost mit ein bisschen Planung ohnehin pünktlich bei uns eingetroffen wäre? Doch ich sollte mich nicht anstecken lassen von meiner Tante, die immer und überall das Böse witterte, und meiner Schwester, für die das Drama ein Lebenselixier war. Genau wie Tante starrte sie das Schreiben an, als könne es in der nächsten Minute ein Eigenleben entwickeln und aus ihrer Hand fliegen.

»Jetzt macht doch nicht einen solchen Zirkus daraus. Vielleicht sollen wir für Mama noch schnell ein Weihnachtsgeschenk besorgen, das er in China nicht bekommt.« Wenn ich meinen Worten auch selbst nicht recht glaubte – und wie hätten wir das Geschenk auch so schnell nach Tsingtau bekommen sollen? –, konnte ich doch ein ungeduldiges Seufzen nicht unterdrücken. »Warum seht ihr immer alles so schwarz? Soll ich vorlesen?«

Stumm reichte Adele mir das Telegramm und starrte mich aus großen Augen an. Ich riss den Umschlag auf, räusperte mich und erhob die Stimme: »Liebe Töchter, Mutter krank. Macht euch zur Abreise fertig. Papa.«

Die Standuhr neben dem Sofa tickte, der große Zeiger bereitete sich darauf vor, die Zwölf zu erstürmen. Ein Gong ertönte. Fünf-, sechs-, sieben-, achtmal.

Meine Gedankengänge verlangsamten sich. Ich sah Maman vor mir mit ihrem Haar, das noch wilder war als

meines, und den Augen, die immer voller Freude geleuchtet hatten. Und wie sie getanzt hatte! Immer hatte sie sich gedreht und die Arme geschwungen, auch wenn sie nur einkaufen gegangen war. Bis zu jenem Tag im Mai 1905, an dem sie den Reitunfall hatte und ihr Gehör verlor. Von da an war es in unserem Haus stiller und stiller geworden.

Ich atmete ein. Die Luft roch tröstlich nach der Hühnersuppe, deren Dampfschwaden bis in den Flur zogen. Inzwischen hatten die Gedanken in meinem Kopf ungeordnet zu rasen begonnen, Bilder und Erinnerungen blitzten auf.

»Vielleicht hat sie die Pest«, flüsterte Adele, deren Augenlider nervös flackerten. Ihr Oberkörper hob und senkte sich schnell.

»Unsinn«, sagte ich mit rauer Stimme. »Tsingtau wurde von der Pestwelle verschont. Und es ist drei Jahre her, dass sie in Nordchina wütete. Warum sollte sie jetzt noch einmal ausbrechen...«

Ein seltsames Geräusch ertönte. Wie das Piepsen eines Vögelchens klang es, abgelöst von einem dumpfen Knall. Die Bretter zu meinen Füßen bebten, und da lag Mirelle, das Gesicht wächsern, die Augen geschlossen.

»Tante!« Ich stürzte neben sie und versuchte, ihr Luft zuzufächeln und das zu enge Kleid aufzuknöpfen, doch vor mir sah ich immer Maman mit ihren dunklen Locken und dem früher so strahlenden Blick. Tante und sie ähnelten einander nicht im Mindesten, es war kaum zu glauben, dass sie derselben ehrwürdigen Bordelaiser Belin-Familie entstammten.

Ich hörte Adele über mir fragen: »Ist sie ohnmächtig?«  
»Ja. Könntest du mir Essig bringen, bist du so gut?«

Sie sah mich verständnislos an und hob die Hände.  
»Essig?«

»Ja. Bitte.«

»Wozu?«

»Um Tante aufzuwecken, was sonst?« Das hatte har-  
scher geklungen, als ich beabsichtigt hatte. »Ich hole ihn«,  
sagte ich wieder ruhiger. »Entschuldige.«

Gerade hatte ich die Tür zur Kammer geöffnet, als  
Adele mich rief: »Selma, komm! Tante hat sich den Kopf  
aufgeschlagen. Sie blutet.«

Rasch griff ich nach der Essigflasche, gab ein wenig  
davon in ein Glas Wasser und lief zurück. Adele umklam-  
merte Tantes Kopf, den Tränen nahe.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Das wird schon wieder.«

Tropfen für Tropfen ließ ich auf Tantes Lippen aufkom-  
men. Endlich verzog Tante ihren Mund.

»Ich habe von Licht geträumt«, murmelte sie. »Von  
Licht und Freude.« Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht,  
das sogleich verschwand, als sie die Augen öffnete und  
uns über sich gebeugt sah. Tränen schossen ihr in die  
Augen.

»Was ist mit Esthère?«, rief sie. »Was ist passiert?«

»Das werden wir bald wissen, Tante. Papa wird sicher  
einen Brief hinterherschicken und alles erklären. Komm,  
setz dich auf.«

Wir brachten sie zum Sofa, wo sie sich erschöpft in die  
Polster sinken ließ. Sie schluchzte leise, und ich spürte  
Adeles flehenden Blick.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie. »Ich hole die  
Suppe.«

In der Küche ließ ich die Gasleuchte aus und starrte  
auf die dunkle Friedhofsmauer vor dem Fenster. Doch

ich musste mich zusammenreißen. Ich konnte mich nicht verkriechen und weinen. So unendlich viel war zu tun, die Reise buchen, packen, unsere Wohnung kündigen. Ebenso wie meine Arbeit. Bei dem Gedanken verspürte ich einen schmerzhaften Stich. Keine Morgenstunden in Margas Gesellschaft mehr, kein Wochenplan, in den Fräulein Feltner und ich ein naturwissenschaftliches Fach hineinmogelten und unseren Mädchen einschärften, mit dem verwaschenen Begriff Lebenskunde zu antworten, falls sie gefragt würden.

Doch darum sollte ich mir keine Gedanken machen. Maman stand nun im Mittelpunkt. Immerhin konnte ich mich damit trösten, sie bald wieder in meine Arme schließen zu können.

Im Wohnzimmer saß Tante jetzt allein, mit hängendem Kopf und die Hände im Schoß verkrampft. Als sich meine Augen an das Schummerlicht gewöhnt hatten, erkannte ich, dass sie eine Fotografie meiner Eltern betrachtete. Mit den Tellern voll dampfender Suppe trat ich näher. Mutter trug ihre Reiterkleidung und streckte stolz die Gerte gen Himmel, Vater war wie immer streng frisiert und blickte erschrocken in die Kamera.

»Damals war sie noch glücklich«, schluchzte Mirelle auf. »Meine liebste Esthère.« Sie schnaubte in ihr Taschentuch. »Dein Vater hätte sie nicht mitschleppen dürfen. Eine kranke Frau so weit weg von zu Hause, so weit weg von der modernen Medizin.«

Mir fiel nichts ein, was ich sagen konnte, nur dunkle, schwere Trauer lag auf mir.

»Wo ist Adele?«, fragte ich schließlich, um das Gefühl der Hilflosigkeit zu vertreiben.

»Im Bett.«

»Sie muss essen.«

»Lass sie.«

»Ich sehe nach ihr.«

»Bleib hier«, sagte Mirelle, und es klang so entschlossen, dass ich zögerte. »Sie schläft, oder sie versucht es wenigstens. Setz dich zu mir.«

Ich stellte die Teller ab und fuhr mir mit der Hand über das Gesicht. Mir war, als hätte ich wahre Müdigkeit bis zu diesem Augenblick gar nicht kennengelernt.

»Erzähl mir von meiner Esthère, ja?« Tante versuchte zu lächeln, doch ihre Lippen zitterten. »Ich würde gern etwas Fröhliches über sie hören.«

Ich nahm Tantes Hand, deren Haut dick, weich und trocken war, so, wie ich mir die Haut eines Elefanten vorstellte. Lange überlegen musste ich nicht, die Worte sprudelten von ganz allein aus mir heraus. Von den heißen Sommertagen in Bordeaux sprach ich, als Maman noch ein Kind gewesen war, ein freches, wildes Kind, wie Großmaman erzählt hatte, kaum zu bändigen. Von ihren Jahren als junge Frau, als sie Papa kennenlernte, damals ein kaum zwanzigjähriger Marinesoldat, der seine Ferien in London verbrachte. In der Belin-Familie, im Elternhaus von Mirelle und meiner Mutter, gehörte es zur Tradition, die Töchter nach England zu schicken. Um die Sprache zu lernen und ein wenig von der großen weiten Welt kennenzulernen. Vater dagegen war eher widerwillig mit einem Freund mitgereist. Er verstand kein Englisch und mochte die Großstadt nicht, bis er Maman traf, eine temperamentvolle, dunkel gelockte junge Dame mit wachem Blick, die gern Kirchenlieder sang. Ein paar Sonntage bei Kirchengesängen, Kuchen und Kaffee dauerte es, dann verliebten sie sich ineinander, und Vater nahm Maman

zum Entsetzen der in London weilenden französischen Verwandtschaft mit.

»Ich weiß noch«, rief Tante, »wie unser Vater geschimpft hat über diesen zu allem entschlossenen Preußen! Wie wir gebettelt und ihr jeden Mann Frankreichs in Aussicht gestellt haben, doch sie wollte nur einen. Deinen Vater, warum auch immer.«

Ihre Worte versetzten mir einen Stich.

»Habe ich dir schon erzählt, wie Maman Bananen in unserem Garten wachsen ließ?«, fragte ich sie.

Mirelle lächelte zärtlich, schloss die Augen und lehnte sich zurück. »Ja. Aber erzähle es noch einmal.«

»Hin und wieder brachte Papa Südfrüchte mit. Eines Morgens schnappte sich Maman ein paar davon, schlich aus dem Haus und kletterte an dem längsten und schmalsten Ast der Kastanie entlang, bis sie über einem kleinen, traurig aussehenden Baum hing, den mein Vater abholzen lassen wollte, weil er kein Grün mehr trug. Sie ließ die Bananen draufplumpsen und saß wenig später mit dem entzücktesten Gesicht am Frühstückstisch, das du dir vorstellen kannst. Der struppige braune Strauch sei ein heimlicher Einwanderer, sagte sie. In der Nacht habe er endlich Früchte getragen, gelbe Früchte, die ich bisher nur aus einem Buch kannte. Adele und ich waren so aufgeregt, dass wir nachmittags die ganze Schule mitbrachten, zwei Tage später stand das halbe Dorf vor dem Strauch und staunte. Von da an haben wir jeden Sommer auf neue Bananen gelauert, aber vergeblich. Erst Jahre später bin ich auf die Wahrheit gekommen. Ich war enttäuscht. Aber auch stolz. Maman war die einzige Mutter, die ich kannte, die heimlich auf Bäume kletterte.«

Eine Mutter, deren Liebe warm wie ein dicht geweb-

tes Tuch gewesen war. Die mich, wenn ich betrübt oder traurig war, an den Händen fasste, herumschwenkte und sagte: »Gott will, dass du trotzdem tanzst, Selma.«

Tante kicherte. »Und erinnerst du dich daran, wie sie in Badenweiler darauf bestand, die ganze Nacht aufzubleiben, um ja nicht den Moment zu verpassen, in dem der tote Tschchow zur Kirche gebracht wurde? Von Gott weiß wem hatte sie erfahren, dass er verstorben war und sein Leichnam durch die Straßen getragen werden sollte, heimlich, damit nicht der halbe Ort Zeuge wurde. Sie trank Unmengen von Mokka, um wach zu bleiben, was leider einen gegenteiligen Effekt hatte. Sieben Minuten nach zehn schlief sie tief und fest.«

Ich blickte auf meine Hände. Die Aufregung, die nach dem Tod des Dichters in dem kleinen Ort im Südschwarzwald geherrscht hatte, wurde in meiner Erinnerung von Paul überlagert. Seine Augen, die von demselben Braun wie zähflüssiger Waldhonig gewesen waren, seine sanft geschwungenen Lippen, die einen so interessanten Gegensatz zu seiner gekrümmten Nase bildeten, seine großen Hände, mit denen er mein Gesicht umfasste. Groß und dunkel war er gewesen, eine gewaltige Erscheinung, die mich sofort in ihren Bann gezogen hatte. Es war seltsam, dass sich unsere Wege nach der Verlobung so schnell wieder getrennt hatten. Als hätten zuvor nicht zwei Herzen zueinandergefunden, die wie füreinander gemacht zu sein schienen.

Tief in mir regte sich eine Sehnsucht, die so gewaltig war, dass sie mir den Atem nahm. Ich sprang auf, sammelte die Teller ein und war schon auf halbem Weg in die Küche, als mich Tantes Worte erreichten.

»Sie hätte nicht reiten müssen, n'est-ce pas? Warum nur hat sie es an jenem Tag nicht lassen können?«

Ich tat, als hätte ich sie nicht gehört, eilte weiter und klammerte mich am Herd fest.

An jenem verhängnisvollen Tag im Mai 1905 hatten sich über Dahchwitz schon morgens finstere Wolken am Himmel geballt, eine merkwürdig aufgeladene Stille hatte geherrscht. Der Wind trieb Heuballen und Sand vor sich her, und ich hatte mich in mein Zimmer zurückgezogen, um Pauls jüngst eingetroffenen Brief zu lesen.

*Selma, du bist mir mehr als alle Gräser und Tannenzapfen dieser Welt. Mehr als Blumen und die Luft, mehr als eine Wolke, der Regen, die Strahlen der Sonne. Du bist mir mehr als mein Leben. Willst du mich an deinem für immer teilhaben lassen?*

Auch heute noch sah ich jeden Buchstaben deutlich vor mir, kannte die Farbe der Tinte genau, ein dunkles Azurblau. Ich erinnerte mich, wie das Glück in mir tobte, bis ich mit geschlossenen Augen zu tanzen begann, wie alles um mich herum bunt und schwerelos erschien.

Den Rest jenes Vormittags dagegen hatte ich kaum noch im Gedächtnis. Ich wusste nicht, warum ich die Briefe zwar in die Schachtel räumte, die Schachtel aber nicht wie sonst versteckte.

»Maman hat sie gefunden, Selma«, hatte Adele geflüstert. »Die Briefe. Sie kam kalkweiß aus deinem Zimmer. Ich wollte sie aufhalten, doch sie riss sich los und rannte in den Stall.« Als sie sah, dass ich weinte, nahm sie mich in den Arm und wiegte mich. »Du kannst nichts dafür, Selma. Lass dir von niemandem einreden, dass es deine Schuld ist, hörst du?«

Doch ich wusste, dass es meine Schuld war. Dass ich



mich schon mit sechzehn Jahren verlobt hatte und bald das Haus verlassen würde, muss ein Schock für Maman gewesen sein. Und dann ausgerechnet Paul! Schon meine Freundschaft mit seiner Schwester Agnes war meinen Eltern ein Dorn im Auge. Ihr Vater war krank. Im Kopf, hieß es geflüstert bei uns zu Hause, während in Badenweiler, wo wir jedes Jahr die Sommerfrische verbrachten und wo Agnes lebte, von ihm nur als dem Irren gesprochen wurde. Ihre Mutter hielt die Familie mit Näharbeiten über Wasser. Zudem pflegte sie gewisse Freundschaften, wie mein Vater es nannte, während Maman sich weigerte, darüber auch nur ein Wort zu verlieren.

»Selma? Selma!«, hörte ich Tantes Stimme aus dem Wohnzimmer.

Ich blinzelte. Das Licht erschien mir plötzlich grell.

»Hilft du mir, das Bett zu machen?«

Ich lief zu ihr, schüttelte ihre Decken und das Kissen auf und öffnete das Fenster. Die Luft roch nach feuchter Erde. Tief atmete ich sie ein und blickte hinauf zu den Sternen, die zwischen den Wolken hervorblitzten.

»Gute Nacht, Tante.«

Sie antwortete nicht.

Ich schloss das Fenster wieder, löschte das Licht und tastete mich zu Adeles und meinem Schlafzimmer vor.

Fahles Mondlicht fiel auf mein Bett. Ich lauschte den vertrauten Atemzügen meiner Schwester und spürte, während ich mich auskleidete, eine plötzlich aufflammende Dankbarkeit. Nicht ein einziges Mal hatte sie mir die Ereignisse von damals vorgeworfen, nicht einmal an jenem Tag, an dem ich ihr die Kiste mit Pauls Briefen anvertraute. Stumm hatte sie sie entgegengenommen und wissend genickt. Wahrscheinlich lagen sie jetzt in unse-



Lisa Marcks

**Das Geheimnis der Schneekirsche**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48480-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Berlin 1913. Kurz vor Weihnachten erreicht die junge Lehrerin Selma Wallenstein ein Telegramm ihres Vaters: Ihre Mutter ist schwer erkrankt. Hals über Kopf begibt sich Selma auf die Reise ins ferne Tsingtau, wo ihr Vater in der deutschen Kolonialverwaltung arbeitet. Dort angekommen, entdeckt Selma eine faszinierende neue Welt. Und sie begegnet völlig unverhofft ihrer großen Liebe Paul wieder, den sie seit Jahren nicht gesehen hat. All die Gefühle, die Selma so lange verdrängt hat, kehren mit Macht zurück. Doch bevor die beiden sich einander wieder annähern können, trennt das Schicksal sie erneut. – Für immer?



[Der Titel im Katalog](#)